

Wegen der Bauarbeiten auf dem Schulhof und wegen der Oberflächen-Erneuerung des Sportplatzes kann der in diesem Jahr an sich fällige „Dahlemer Tag“ nicht stattfinden. Die in Berlin lebenden Alten Arndter werden stattdessen zu einem Treffen am Sonnabend, dem 7. September 1974, eingeladen. Anmeldekarten liegen dieser BLÄTTER-Ausgabe bei.

Da der Vorstand des Vereins nicht übersehen kann, wieviele aus unserem Kreise an einer solchen Begegnung interessiert sind, können Ort und genauer Zeitpunkt

erst nach Eingang der Anmeldungen bzw. Absagen endgültig festgelegt und bekanntgegeben werden. Daher bitten wir darum, die Karten umgehend zurückzuschicken.

Terminplan

7. 9. Treffen der in Berlin lebenden Alten Arndter
 16. 10. Musikabend
 23. 11., 18 Uhr: Totengedenkfeier
 19. 12., 20 Uhr: Weihnachtliche Stunde
 21. 12., 10 Uhr: Abiturienten-entlassungsfeier

Personalien

Gestorben:

Johannes Werner am 10.12.1971 (die Mitteilung ging im Februar 1974 ein)

Dr. jur. Paul Hoffmann, Reg.-Präs. a. D. (18), am 11. 12 1973

Dr. jur. Alexander Werth (27), am 24. 12. 1973

Erich-Gotthard Richter, Kirchensekretär a. D. (32), Anfang Januar 1974

Heinrich Botho Erbprinz zu Stolberg-Roßla (36), am 20. 3. 1974

Günther Kujath, Dipl.-Ing. i. R. (16), am 26. 4. 1974

Nach Postvermerken müssen wir auch den Tod beklagen von:

Bruno v. Blanckenburg, Pastor und Militärdekan (43)

Dr. Werner Markwald, o. Prof. (43)

Geheiratet:

Wilfried Hohm und Frau Silke, geb. Veit (62), am 19. 12. 1973

Dr. rer. nat. Hans Detlev Roedler (61) und Frau Traute, geb. Vogelsang, am 18. 5. 1974

Klaus-Jürgen Greiser (58) und Fr. Sigrun Einars am 1. 6. 1974.

Geboren:

Tochter:
 Klaus Pflüger (43) und Frau Gisa, am 7. 10. 1973

Dr. jur. Eberhard Hoene (59) und Frau Cornelia, am 12. 1. 1974

Dr. Heinz-Jürgen Henning und Frau Dr. Annette, geb. Riecke (63), am 15. 1. 1974

Dipl.-Kfm. Tomas Hünerberg (59) und Frau Edith, am 11. 2. 1974

Prof. Dr. med. Karl-Georg Pulver (47) und Frau Dr. med. Ute, am 27. 3. 1974

Dipl.-Kfm. Wolfgang Grandinger (56) und Frau Liselotte, am 29. 3. 1974.

Sohn:

Ernst-Joachim Thonke (51) und Frau Eva-Maria geb. Seebach, am 31. 5. 1974



Arndter Nostalgie

Nostalgie ist „in“, Fortschrittsglaube, die Hoffnung auf ein „besseres Morgen“, sind „out“. Wieder einmal hat das Pendel der Geschichte in die andere Richtung ausgeschlagen. Das findet in der großen Politik seinen Niederschlag, von deren Bühne die Visionäre abgetreten sind, um den „Machern“ Platz zu machen, die das stille Glück im Winkel eher zu garantieren scheinen. Es findet in der Jugend seinen Niederschlag, in der die „sanfte“ Generation, eine Neuauflage der Blumenkinder, die Generation der sich revolutionär gebärdenden Aktionisten ablöst. Nicht, daß letztere schon ganz verschwunden wären. Aber ihre geistige Nabelschau wird immer exklusiver, ihr Pathos immer hohler.

Auch wir haben uns diesem Zug nicht verschlossen. Berichte aus alter Zeit, Bilder aus vergangenen Tagen beherrschen unsere Spalten, womit wir auch dem Wunsch eines großen Teils unserer Leserschaft nachkommen. Doch bleibt da ein Bruch: Die Technokraten haben nicht abgedankt, im Gegenteil, sie füllen all die Plätze aus, die die resignierenden Ideali-

sten und Ideologen geräumt haben. Dem einigermaßen unbefangenen Betrachter bietet sich ein unheimliches Bild: Während jeder dazu neigt, sich auf sein kleines Reich zurückzuziehen, den Garten seiner Erinnerungen zu pflegen, rollen die einmal angelegten Entwicklungen mit kalter Unerbittlichkeit weiter, vorangetrieben von ebenso betriebsamen wie gefühlsarmen Menschen, die gar nicht daran denken, sich an der erneut platzgreifenden inneren Emigration zu beteiligen.

Dieser Zwiespalt, der eigentlich unser aller erhöhte Wachsamkeit erfordert, findet sich auch in unseren Spalten wieder, in einem scheinbar harmlosen, weil rein technischen Vorgang: Die Oberstufenreform. Erste Erfahrungen liegen vor, erste Kritik wird laut. Da haben wir ihn nun, den Versuch der Technokraten, junge Technokraten zu produzieren. Nur keine Sentimentalitäten mehr: Wozu Klassenverbände, in denen sich so etwas wie Freundschaft für's Leben entwickeln konnte? Dafür gibt es Kurse, in denen ein gesundes Konkurrenzdenken schon vom 16. Lebensjahr an erzeugt werden kann.

Schließlich gilt es, die Trennlinie des numerus clausus zwischen sich und den mehr oder minder anonymen Nachbarn zu legen! Wozu noch ein Abitur mit dem unvermeidlichen Hauch von Feierlichkeit, von Abschied und Neubeginn? Es genügt, wenn jemand genug Punkte gesammelt hat, dann stößt die Schule ihr Produkt ab in den nächsten Fertigungsbereich, den der integrierten (oder noch zu integrierenden) Gesamthochschule, die auch nur noch schwer als alma mater empfunden werden kann.

Wozu diese Betrachtungen? Wir möchten nur warnen. Sicher ist es leichter, sich angesichts dessen, wie es einige unserer „Alten“ tun, in den Elfenbeinturm der Vergangenheit zurückziehen. Laßt sie doch machen — wir haben unsere Erinne-

rungen! Wir halten dies für gefährlich, in allen Bereichen des Lebens, so auch in unserem kleinen. Wir meinen, daß die richtige Reaktion nur die sein kann, jetzt erst recht Anteil zu nehmen, den Technokraten auf die Finger zu schauen, sie nicht einfach machen zu lassen, sondern, jeder an seinem Platze, das bißchen Verständnis, das man für die komplizierten Vorgänge hat, das bißchen Einfluß, das man aufbieten kann, einzusetzen, um die „Macher“ zu kontrollieren, ihnen Grenzen zu setzen.

Es geht darum, den Zwiespalt zwischen privatem Glück im Winkel und öffentlicher Betriebsamkeit nicht zu groß werden zu lassen. Sonst könnten wir uns alle eines Tages in einer Welt wiederfinden, die nicht mehr die unsere ist. **HJT**

Schulchronik

Als die letzten DAHLEMER BLÄTTER in Druck gingen, waren die Ergebnisse des Abiturs des Jahres 1973 noch nicht bekannt. Sie seien daher zunächst nachgetragen: Von den insgesamt 56 Schülern, die Ostern in die drei 13. Klassen versetzt worden waren, scherte der erste bereits vor den Großen Ferien aus, da er ohne hinreichende Gründe der Reifepfung in den Leibesübungen fernblieb. Die Prüfungskommission mußte ihn daher von der weiteren Prüfung ausschließen. Die dagegen angestrenzte Klage vor dem Verwaltungsgericht führte zu einer Einstweiligen Verfügung, auf Grund derer er zur Prüfung vorbehaltlich einer endgültigen Entscheidung in der Sache zuzulassen war. Zu einer abschließenden Verhandlung kam es jedoch nicht, da er die Prüfung nicht bestehen konnte.

Insgesamt waren es mit diesem Schüler vier, die „durchfielen“, und drei wei-

tere konnten die Chance einer Nachprüfung im Frühjahr wahrnehmen — zwei haben sie genutzt. Als Gesamtergebnis bleibt also festzustellen: Von 56 Schülern des Jahrgangs 1973/74 haben es 51 geschafft, als nunmehr Maturierte zu den ALTEN ARNDTERN zu stoßen.

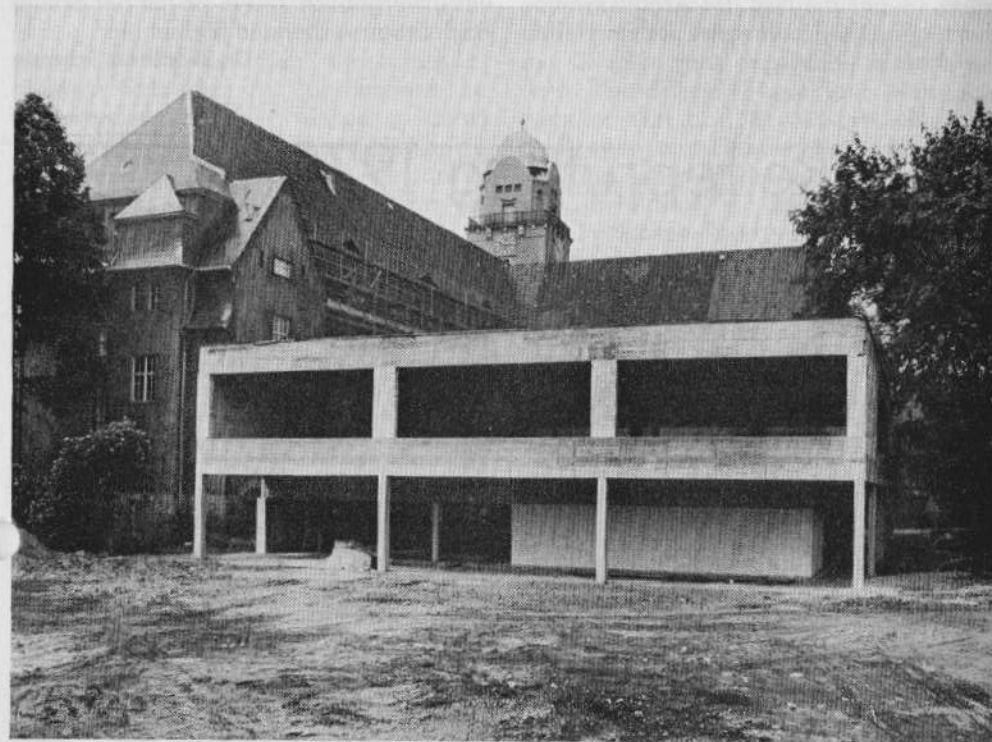
Große Schwierigkeiten brachte der Schulorganisation die Umstellung auf das neue Kurssystem mit sich, über das in der letzten Schulchronik bereits gesprochen worden war. Wenn die Erfahrungen über vier Semester vorliegen — zur Zeit wird das dritte vorbereitet —, werde ich an dieser Stelle einen kritischen Bericht vorlegen. Jetzt sei nur so viel gesagt, daß das bisherige Prinzip des Arndt-Gymnasiums, die Schülerwünsche allein zur Grundlage des Lehrangebots zu machen, für die Zukunft nicht durchgehalten werden kann: Das Höchstmaß an Wunschfreiheit hat zur Folge, den Stundenplan in

die Nachmittagsstunden über Gebühr auszudehnen, was in nicht wenigen Fällen Springstunden für die Schüler bewirkt, mit denen sie nichts anzufangen wissen, zumal geeignete Aufenthaltsräume noch nicht zur Verfügung stehen.

Ein Notbehelf wurde jetzt von zwei „Delinquenten“ mit Pinsel und Farbe an langen Nachmittagen erstellt: Sie büßten auf diese Weise ein nächtliches Eindringen in die Schule, bei dem sie von einem Einsatzkommando der Polizei mit gezogener Pistole gestellt worden waren. Wildwest oder Alt-Heidelberg in Dahlem; Ziel des Unternehmens zweier künftiger Abiturienten: das Ausrollen von

Toilettenpapier in den hehren Hallen der Alma Mater. —

Diese hehren Hallen wachsen sichtbarlich: Wer sich das Vergnügen macht, einmal um das gesamte Areal des Arndt-Gymnasiums herumzusteigen, findet an der Ostseite die Betonwände des Erweiterungsbaus, an dem gerade in diesen Tagen die Richtkrone aufgezogen wurde. Unsere Hoffnung steigt, daß der Fertigstellungstermin (Mai 1975) wird eingehalten werden können. Über die Fassadenfarbe gab es Auseinandersetzungen im Bauausschuß sowie im Schulausschuß des Bezirksparlaments. Drei Tage lang konnten sich sogar die Lehrer und die Schüler



Der Neubau auf dem „Kleinen Schulhof“ wächst und wächst . . . Seine Zweckmäßigkeit soll hier nicht bestritten werden, aber ob er der Verschönerung der Schule dient, sei füglich bezweifelt.

Foto: Hofmann

an den Farbvorstellungen des Architekten delectieren. Es ist zu hoffen, daß die Schockfarben der letzten Berliner U-Bahnbauten dem AGD erspart bleiben. Vielleicht geben sogar die eingebrachten Lehrer- und Schülerwünsche den Ausschlag. Hier hält die Zukunft also noch Überraschungen bereit.

Zum Schluß gilt es noch, eine Chronistenpflicht zu erfüllen: Herr Beblo, der in den letzten Jahren den Fachbereich Mathematik und Physik an unserer Schule geleitet hat, ist zu Ostern aus dem aktiven Dienst ausgeschieden. Er hinterläßt eine Lücke, die noch nicht geschlossen werden konnte. Wo in aller Welt gute Mathematiklehrer zu finden sind: man weise sie auf die Not des Arndt-Gymnasiums hin. Die Schule wäre jedem Helfer dankbar.

Viele Jahrgänge von Schülern haben sich daran gewöhnt, als guten Geist des Hauses im Sekretariat Frau Röhr wirken zu wissen: auch ihr schlägt nun die Stunde, zu der sie in den wohlverdienten Ruhestand tritt. Sie hat die Mühe auf sich genommen, in dem Wechsel der Schulleitung das Element der Kontinuität zu vertreten, wofür ich ihr zu besonderem Dank verpflichtet bin. Das Kollegium wird sie in den nächsten Tagen ehren, und in der Erinnerung der Vielen wird sie bleiben als jene, die für jede kleine Wunde — auch die nicht sichtbare — das richtige Pflästerchen zur Hand hatte. Ihre besondere Art, das Amt und die Person zu einer Einheit zu verschmelzen, macht sie uns unvergeßlich. Möge sie mit der Schule noch lange verbunden bleiben.

Dr. Adalbert Schoele

Reifeprüfung 1973/74

Der Direktor: Höchstmaß an Urteilskraft

Wie die Straßenverkehrsordnung, deren Paragraph 1 grundsätzliche Normen für das zwischenmenschliche Verhalten im Straßenverkehr postuliert, so hat auch das Berliner Schulgesetz seinen Paragraphen 1, der Richtlinien normiert für die Gesamtheit dessen, was Schule heißt.

Es lohnt sich, an einem Tage wie dem heutigen, da wir in Ihnen die Abiturienten dieser unserer Schule ehren und feierlich verabschieden wollen, einen kleinen Blick der Rückbesinnung zu werfen auf das Gesetz, nach dem Sie vor etwa 13 Jahren angetreten waren.

Da heißt es im genannten Paragraphen 1: „Aufgabe der Schule ist es, alle wertvollen Anlagen der Kinder und Jugendlichen zur vollen Entfaltung zu bringen und ihnen ein Höchstmaß an Ur-

teilskraft, gründliches Wissen und Können zu vermitteln. Ziel muß die Heranbildung von Persönlichkeiten sein, welche fähig sind, die vollständige Umgestaltung der deutschen Lebensweise auf demokratischer und friedlicher Grundlage zustande zu bringen... Diese Persönlichkeiten müssen sich der Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit bewußt sein, und ihre Wirksamkeit muß bestimmt werden von der Anerkennung einer grundsätzlichen Gleichberechtigung, von der Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung und von der Anerkennung der Notwendigkeit einer fortschrittlichen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse.“

Mit diesem „Höchstmaß an Urteilskraft, gründlichem Wissen und Können“

stehen Sie nun als das Endprodukt schulischer Mühewaltung vor uns, als der Abiturient, von dem es früher einmal hieß, er sei der — zur Zeit seiner Prüfung — gebildetste, gelehrteste Mensch im Staate. Und da nun ein Teil dieser Ihrer Bildung — siehe Paragraph 1 des Schulgesetzes — sich manifestieren soll in Toleranz und Fairneß, fühlen sich große Gruppen unserer Gesellschaft verunsichert in dem Glauben an die Wirksamkeit der Institution Schule, wenn sie hören, was aus den so gefeierten Abiturienten früherer Jahre geworden ist, nachdem sie an den Universitäten in die akademische Freiheit des Studenten geführt worden sind. Mit einem Gruseln im Rücken lesen sie — in bestimmten Blättern aufgehäuft — vom Chaos des Studiums, und für viele geht, um einen berühmten Satz des 19. Jahrhunderts zu variieren, wieder ein Gespenst durch Europa, diesmal das Gespenst des bärtigen Studenten, an dessen so verstandener Bildung Teile des Bürgertums zu zweifeln beginnen.

Doch ist es nun auch mit der Bildung so wie mit manchen anderen Begriffen, die in unserer Zeit in neuer Weise gedeutet werden müssen. Schon der Rahmenplan für die Berliner Schule konzipiert einen neuen Bildungsbegriff, wenn er sagt: „Bildung kennzeichnet nicht einen Zustand; Bildung ist ein lebenslanger Prozeß.“ Und: „Je weniger die Schule den Eindruck erweckt, sie lehre etwas Abgeschlossenes und Abschließbares, um so mehr wird sie die Bereitschaft zum Hinzulernen und Umlernen fördern.“

Lebenslanger Auftrag

So ist denn auch die Erziehung zu mitmenschlicher Verantwortung und Fairneß sowie die Bewußtmachung von Rechten und Pflichten kein jemals abgeschlossener Prozeß, sondern ein den jungen

Menschen ins Leben begleitender Auftrag, dem er sich je und je neu stellen muß. Die pluralistische Demokratie, in der wir leben, ist kaum eine am Gemeinwohl orientierte Stätte der Harmonie, sondern eher ein Ort, an dem unterschiedliche Interessen und Auffassungen aufeinanderstoßen und Konflikte bewirken.

Skepsis und Toleranz

Doch das eigentliche Element demokratischer Verantwortung besteht darin, diese Konflikte rational und fair auszutragen. Eine solche demokratische Verantwortung macht Skepsis gegenüber emotional geforderten Bindungen, Skepsis gegenüber manchen gängigen Parolen, Skepsis auch gegenüber vielem aus dem Bereich der Erwachsenenwelt notwendig. Von dort her könnte einem in das Leben eintretenden Abiturienten so manches Beispiel journalistischer Unfairneß, ja Infamie, ein schlechtes Lehrstück sein in Sachen Toleranz und Verantwortung. Zahlreich sind die Fälle von Beleidigung politischer Gesittung und Gesinnung, wie sie sich von interessierter Seite in Form publizistischer Machwerke einem Schulleiter wie Schlamm auf den Schreibtisch legen — mit dem Wunsche eingeschleust, Schülern in die Hand gegeben zu werden.

Doch formt sich ein politischer Charakter nicht in der Stille einer „pädagogischen Provinz“, mag hier auch noch so sehr, wie es die Rahmenpläne fordern, die Einsicht vermittelt worden sein, „daß die Freiheit des einen dort ihre Grenzen hat, wo Freiheit und Recht des anderen anfangen.“ Einsichten dieser Art werden weniger durch theoretische Reflexion der Erfahrungswelt anderer als vielmehr durch zuweilen schmerzliche eigene Erfahrungen gewonnen.

Sie, die Sie jetzt im Begriff sind, die Schultüren für immer hinter sich zu schlie-

ßen, haben gleichsam noch im Hinausgehen die Möglichkeit gehabt zu sehen, wie die Ihnen nachfolgende Generation im Kampf um Sitz und Stimme im Vorstand der Schülervertretung dieser Schule die Vertretung von Interessen zu Konflikten führte, bei denen zuweilen der Kampf — fast als Klassenkampf verstanden — mehr im Vordergrund stand als der Versuch, in Redlichkeit einen rationalen Ausgleich zu suchen. Hier war es möglich, politische Verhaltensweisen in der Praxis einer die Schule betreffenden Auseinandersetzung zu lernen und im Lernen zu praktizieren. Und die Erfahrung sollte in die Zukunft weiterwirken.

Doch der Vorteil, Schule aus seiner „Schonraum-Qualität“ im Sinne einer pädagogischen Provinz goethischer Prägung herauszuholen in die harte Umwelt politischer Wirklichkeit, sah sich mit der Gefahr konfrontiert, daß so manche Gruppen Schule verstanden wissen wollten als ein leicht handhabbares Reservoir bildsamer Adepten. Schule darf aber nicht sein die staatlich erzwungene Zurverfügung-Stellung von Jugendlichen für von außen eingeschleuste Politschwärmer. Hier wird — auf diesem Hintergrunde — der Unterricht wirksam, auch er kein Mittel der Indoktrination, sondern die Möglichkeit zur Erweckung rational begründeter und emotional als unerläßlich empfundener Toleranz. Und dies nicht nur im Rahmen der Politischen Weltkunde, sondern beispielhaft auch in den Fächern, die ich mit anderen Kollegen hier an dieser Schule zu vertreten habe: in den Alten Sprachen.

Vom Übel der Parteikämpfe

Ich halte es für angemessen, aus dem modellhaft erschließbaren Bereich der Antike bei dieser Gelegenheit einen Autor zu Worte kommen zu lassen, der bei der Darstellung des von ihm miterlebten Krieges jene Endstufe menschlicher

Entwicklung vor Augen führte, die ihm dort erreicht schien, wenn in ideologischer Auseinandersetzung die Konfliktsituation nicht mehr rational und in der Achtung vor der Meinung des anderen, sondern brutal und im Verzicht auf Versehen wollen zu einem Ende geführt wird, in dem auch die Sprache ihre Fähigkeit verliert, Sachverhalte zu beschreiben und Kommunikation zu ermöglichen.

Ich lese aus dem „Peloponnesischen Krieg“ des Thukydides das 82. Kapitel des 3. Buches:

„Zu solch wilder Wut artete der Parteikampf aus, und das machte um so tieferen Eindruck, weil es hier eigentlich zum ersten Male vorkam. Später ging es dann freilich in ganz Griechenland sozusagen drunter und drüber, da es überall Parteikämpfe gab, in denen die Führer der Volkspartei die Athener, die Oligarchen aber die Lakedämonier zu Hilfe riefen... Es waren schwere Leiden, die damit über die Städte hereinbrachen, Leiden, wie sie freilich in solchen Parteikämpfen je nach Umständen mehr oder weniger zu allen Zeiten vorgekommen sind und vorkommen werden, solange die menschliche Natur dieselbe bleibt... Dieser beständige Parteikampf und was man von den Dingen hörte, die dabei früher schon vorgekommen waren, trug nicht wenig dazu bei, die Sinnesart der Menschen völlig umzuwandeln und dem Gegner gegenüber jede Art von Hinterlist und maßloser Rache für erlaubt zu halten. Selbst die gewöhnliche Bedeutung der Wörter änderte man nach Belieben. Unverschämtheit hieß Freiheit und Brüderlichkeit, vernünftige Überlegung bloße Feigheit, der besonnene Mann war ein Hasenfuß, der Bedächtige eine Schlafmütze, tolles Zufahren männlich, ruhiges Nachdenken nur ein Vorwand, sich zu drücken. Wer auf alles schimpfte, war gesinnungstüchtig, und wer ihm widersprach, verdächtig. Wem ein hinterlistiger Streich gegen einen

anderen geglückt war, galt für klug, für noch klüger aber der andere, der sich nicht hatte hinters Licht führen lassen, und wer sich auf dergleichen überhaupt nicht einließ, war ein Duckmäuser und eine Bangebüchse. Wer einem ihm zugedachten Streich zuvorkam oder jemand dazu anstiftete, einem anderen einen solchen Streich zu spielen, der wurde gerühmt. Die Partei war ein festeres Band als selbst die Verwandtschaft, weil bei ihr auf unbedingte Bereitwilligkeit zu jedem Wagnis zu zählen war. Solchen Verbindungen war es nicht um Förderung erlaubter Zwecke, sondern um gesetzwidrige Erweiterung ihrer Macht und ihres Einflusses zu tun; man verband sich nicht, um die göttlichen Gesetze zu halten, sondern um sie zu brechen. Versöhnliche Anerbietungen der Gegner nahm man an, wenn sie die Oberhand hatten, aber nicht Treu und Glauben, sondern nur gegen handfeste Sicherheit. Sich zu rächen galt für ehrenvoller, als sich nichts gefallen zu lassen. Eide, die man einander bei einer Aussöhnung etwa geleistet hatte, betrachtete man nur als einstweiligen Notbehelf und hielt sich dadurch nicht länger für gebunden, als bis man anderweit wieder zu Kräften gekommen war. Wer sich dann zufällig zuerst wieder Manns genug fühlte, rächte sich an dem Gegner weit lieber in einem unbewachten Augenblick, wo er sich sicher fühlte, als in offenem Kampf; denn dabei konnte er nicht nur gewisser auf Erfolg rechnen, sondern auch auf den Ruhm, den Gegner durch Schlaueit überlistet zu haben. Die meisten Menschen wollen aber lieber, daß man sie für gescheite Bösewichter als für ehrliche Dummköpfe hält; denn hierüber schämen sie sich, darauf aber tun sie sich was zugute. Schuld an alledem war das Umsichgreifen der Mächtigen und die Leidenschaft, mit der sie den Kampf um die Herrschaft führten. Denn während die Häup-

ter beider Parteien in den Städten die schönen Namen „Gleichberechtigung aller“ oder „gemäßigte Aristokratie“ im Munde führten und für das Wohl der Stadt zu kämpfen behaupteten, stritten sie in der Tat nur miteinander um die Herrschaft, schreckten dabei vor keinem Mittel zurück und übten ohne Rücksicht auf Recht und Gemeinwohl in fanatischer Parteiwut maßlose Rache an den Gegnern, die sie unbedenklich durch ungerechte Abstimmung verurteilen ließen oder mit Gewalt zu Boden schlugen... Diejenigen Bürger aber, die es mit keiner Partei hielten, wurden von beiden mißhandelt, teils weil sie nicht mitmachten, teils weil man ihnen nicht gönnte, daß sie ungeschoren blieben. So waren in Griechenland infolge der Parteikämpfe Hinterlist und Tücke jeder Art im Schwange, redliche Einfalt aber, die mit Adel der Gesinnung so eng zusammenhängt, wurde verlacht und war verschwunden.“

Notwendige Leistung

Kehren wir zurück ins Hier und Heute:

Sprache als Hauptmittel der Kommunikation wird brüchig, wenn das Verhältnis zwischen den Begriffen und den ihnen zugeordneten Wörtern nicht allseits in der gleichen Weise verstanden wird. Ein solches Wort, bei dem die Zuordnung zu dem innewohnenden Begriff nicht mehr zu stimmen scheint, ist der heute viel diskutierte Komplex „Leistung“. Unsere Gesellschaft versteht sich als Leistungsgesellschaft und wird gerade in dieser ihrer Qualifizierung von verschiedenen Seiten her in Frage gestellt. Während es noch im Rahmenplan für die Berliner Schule heißt: „Die Schule kann sich der Forderung nicht verschließen, starke Leistungsschule zu werden“, formiert sich seit einigem eine Fronde, die sich besondert an die Jugend wendet und hier Adepten sucht, eine Fronde, die di

Forderung nach höherer Lebensqualität münden läßt in den Anspruch auf Maximierung von Lust, der die Forderung nach Leistung im Wege zu stehen scheint.

Nun ist jedoch die Leistung als gesellschaftspolitische Kategorie ein konstitutives Element der Demokratie, der bürgerlichen in gleicher Weise wie der sozialistischen. Und wer sie in Frage stellt, rüttelt an der Grundvoraussetzung für soziale Mobilität und soziale Integration. Hier in Dahlem, an unserer Schule, wird diese Kritik an der Leistungsgesellschaft vorgetragen von einer Jeunesse doree, die, zumeist sozial privilegiert, materiell versorgt, dem Leben sorglos vorgesetzt, zugleich mit der Negation von Leistung den Hebel ablehnt, an dem derjenige ansetzen kann, dem nur die eigene Leistung und sonst nichts zur Gestaltung seines Lebens zur Verfügung steht.

So gesehen stellt die Forderung nach

Der Schüler: Desinteresse und Gleichgültigkeit

Wenn an dieser Stelle ein Schüler zu Wort kommt, so wird er, wie das ja auch zu erwarten ist, einen kritischen Rückblick auf sieben Jahre Arndt-Schule halten, wobei die Betonung auf „kritisch“ liegt. Allerdings möchte ich meine Untersuchung auf die letzten eineinhalb Jahre, also die 12. und 13. Klasse, beschränken, da in dieser Zeit das Problem, auf das ich eingehen will, am offenkundigsten zutage trat. Dieses Problem läßt sich nun leider nicht durch einen kurzen, prägnanten Ausdruck definieren, sondern nur in weitläufiger Form schildern. Aus diesem Grunde möchte ich beschreiben, wie der Unterricht in den letzten drei Halbjahren häufig verlief.

Diese Zeit war gekennzeichnet durch ein starkes Desinteresse am Unterricht von Seiten der Schüler und einer gewissen Gleichgültigkeit vieler Lehrer. Es

Reduzierung von Leistung ein sozial höchst unbilliges, ein im eigentlichen Sinne unsoziales Verlangen dar: Es ist gleichsam das Absägen des Astes, der den einen Handhabe ist, auf den Baum zu klettern, auf dem die Säger sitzen. Lassen Sie sich, meine Abiturienten, von solchen Schalmeien nicht verführen.

Für Ihre Zukunft wünsche ich Ihnen Tatkraft und Erfolg in einer Tätigkeit, in der Sie vielen Nutzen bringen, und denken Sie in — wie sagt man doch heute: — nostalgischen Stunden zurück an Ihre Schulzeit, die, was einmal auszusprechen ist, in eine Periode fiel, die die Generation Ihrer Väter — zugegebenermaßen mit Hilfe des entschiedenen Wirkens aller Siegermächte des letzten Krieges — zu der für unser Volk längsten Friedensperiode dieses Jahrhunderts gestaltet hat.

Möge sie Ihnen und uns für immer erhalten bleiben! **Dr. Adalbert Schoele**

entstand oft geradezu ein Vakuum, in dem von einem Miteinander von Lehrern und Schülern, wie es wohl die Voraussetzung für einen effektiven Unterricht ist, nicht mehr die Rede sein konnte. Die Stimmung war im Gegenteil eher den anderen ablehnend, tatsächlich arbeitete man gegeneinander, so daß von Produktivität nichts mehr zu spüren war. Lustlos saßen die Schüler ihre Stunden ab, während die Lehrer ihren Stoff mehr oder minder gelangweilt und mit mehr oder minder großem Engagement an eine nicht aufnahmebereite Klasse weiterzuleiten suchten, die ihrer Langeweile auch deutlichen Ausdruck verlieh.

Wie konnte es nun zu dieser Situation kommen? Meines Erachtens wirkten verschiedene Faktoren zusammen. Da ich als Schüler nur die Situation der Auszubildenden, wie es im Behördendeutsch

heißt, kenne, will ich versuchen, die Ursachen für dieses Verhalten aus Schülersicht aufzudecken. Dazu ist es notwendig, die Erwartungen zu schildern, mit denen ein Schüler der Schule gegenübertritt.

Er erhofft von der Schule eine vernünftige Lernmotivation, welche die Voraussetzung für jegliches sinnvolle Lernen ist; er will in Denkprozesse voll integriert werden, was bedeutet, daß der Lehrer und sein Schüler ein Problem als gleichberechtigte und gleichbeteiligte Partner erarbeiten, er erwartet also kurz gesagt, daß auf seine Äußerungen eingegangen wird. Er hofft ferner, daß Themen von allgemeinem Interesse angesprochen werden, es also nicht zu Diskussionen kommt, die nur von ein paar Spezialisten geführt werden können.

Fehlende Motivation

Soweit die Theorie. Wie aber sah es in der Praxis aus?

Zunächst zum Problem der Motivation: Ich behaupte, daß sie nicht in ausreichendem Maße gegeben war, denn es wurden uns nie die langfristigen Lernziele mitgeteilt, die sich die Lehrer gesteckt hatten und nach denen sie ihren Unterricht aufbauten. Wenn jetzt einige Lehrer einwenden wollen, sie hätten doch aber mit den Klassen besprochen, welche Lektüre man zum Beispiel in Deutsch oder Englisch bearbeiten wolle, so ist dieses Argument hier nicht stichhaltig, denn viel wichtiger als solche Nahlernziele kennenzulernen ist es für den Schüler zu erfahren, was er innerhalb des nächsten Halbjahres lernen, welche Denkprozesse er vollziehen soll. Doch das wurde leider versäumt.

Übrigens ist dieses Abstimmen über eine Lektüre völlig sinnlos, denn wie soll sich der Schüler für ein Buch entscheiden, das er noch nicht kennt?

Zum zweiten Punkt, der Integration in Lernprozesse: Ich wies bereits darauf hin,

daß dazu eine gleichberechtigte Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler notwendig ist, daß also von beiden Seiten gleichviel Denkanstöße gegeben werden müssen. Dies zu erfüllen ist für einen Lehrer zweifellos sehr schwer und erfordert viel pädagogisches Feingefühl, denn er muß sich dazu unwissender stellen als er ist. Und sein Bemühen, dies zu tun, wird nicht gerade gefördert, wenn er merkt, daß einige Schüler auf diese Art des Teamworks nicht eingehen wollen.

Diskussion mit wenigen

Natürlich gibt es Fächer, in denen diese Form des Lernens von vornherein ausscheidet, in denen reiner Wissensstoff vermittelt wird, wie die alten Sprachen oder Mathematik. Über einen mathematischen Lehrsatz kann man bekanntlich nicht diskutieren, sondern ihn nur verstehen — oder auch nicht — und akzeptieren. Aber in Fächern wie Deutsch, Englisch und Politischer Weltkunde, wo eine solche Zusammenarbeit durchaus praktiziert werden kann, blieb man recht oft im Ansatz stecken, was sowohl am Temperament der Lehrer wie auch der Schüler lag.

Wie ich ferner feststellte, erwartet der Schüler, daß allgemein interessierende Themen angesprochen werden, was wiederum speziell für die neuen Sprachen und Politische Weltkunde gilt. Diese Erwartungen wurden aber allzu oft enttäuscht, denn häufig artete der Unterricht in politische Grundsatzdiskussionen zwischen dem Lehrer und einigen politisch stark engagierten Schülern aus, denen ein politisch durchschnittlich orientierter und interessierter Schüler nicht mehr folgen konnte, weil sie sehr speziell wurden. Das hatte natürlich zur Folge, daß dieser sich bald zu langweilen begann und schließlich ganz abschaltete. Schule an dieser Situation war einerseits selbst, weil er es nicht verstand, diese

Diskussionen zu unterbinden, und andererseits der Lehrer, weil er sich immer wieder in derartige Gespräche verwickeln ließ und darüber anscheinend vergaß, daß er sich nicht nur mit einigen Spezialisten, sondern mit der ganzen Klasse zu beschäftigen gehabt hätte.

Ich möchte zum Abschluß noch eines klarstellen: Ziel meiner Äußerungen war es nicht, nun nachträglich unsere Lehrer schlecht zu machen, konnte es auch gar

nicht sein, da die Schuld an der eingangs geschilderten Situation gleichermaßen auf Lehrer und Schüler verteilt ist. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, dies verständlich zu machen. Für uns Abiturienten kommen diese Ausführungen ohnehin zu spät; aber ich hoffe, alle Beteiligten zum Nachdenken über Verbesserungen des Unterrichtsstils angeregt zu haben, die zweifellos erforderlich sind.

Rainer Kahleiss

Umstrittene Reform

In deutschen Ländern besteht weitgehend Einigkeit darüber, daß das Schulsystem einer Reform bedarf. Die Ständige Kultusministerkonferenz der Länder tat einen bedeutsamen Schritt dazu, als sie vor etwa zwei Jahren Rahmenrichtlinien für die Reform der Oberstufe der Gymnasien erließ. Die Länder verpflichteten sich, bis 1977 mit dieser Reform begonnen zu haben. Sie soll zu einem einheitlichen Bildungssystem führen, das aufgrund der Kulturhoheit der Bundesländer bisher kaum in Ansätzen besteht. In Berlin beschloß Schulsenator Löffler, die Oberstufenreform schon vom Herbst 1973 an zunächst für die 11. Klassen der Gymnasien der Halbstadt zu verordnen.

Zum besseren Verständnis der Reform seien hier kurz die wesentlichen Merkmale, wie sie sich in Berlin darstellen, aufgezeigt: der Gymnasialschüler durchläuft von der 7. bis zur 10. Klasse vier Schuljahre herkömmlicher Art mit täglich bis zu sechs Stunden Unterricht, in einem festen Klassenverband und mit dem altbekannten Ordinarius. Die 11. Klasse gilt nun als Einführungsphase in die neue Oberstufe: der Klassenverband wird aufgelöst, der Schüler kann nun weitgehend selbst seinen Bildungsweg bis zum Abitur bestimmen: das Grundwissen wird ihm in sogenannten Basiskursen vermittelt, dagegen wählt er sich sogenannte Profilkurse — Fächer, in denen er sich im Abitur prüfen lassen will — selbst.

Die 12. und 13. Klasse soll künftig in mindestens vier Semestern die sogenannte Kursphase mit Grundkursen umfassen, die die Basiskurse ablösen. Hier müssen fünf Hauptfächer belegt werden.

Statt der Profilkurse gibt es nun die Leistungskurse, die sich der Schüler völlig frei wählen kann.

Da diese Regelung eine Fülle von Fächerkombinationen zuläßt, so daß theoretisch jeder einzelne Schüler der Oberstufe in jeder Unterrichtsstunde ein anderes Fach belegt, hört naturgemäß jede Bindung zu den Jahrgangskameraden auf. Der Tutor, den der Schüler selbst bestimmen kann, tritt an die Stelle des Klassenlehrers, die sozialen Kontakte des Schülers werden auf ein Minimum reduziert.

Eine starke psychische Belastung für den Schüler stellt das neue Bewertungssystem seiner Leistungen dar. Um die Zulassung zum Abitur zu erreichen, muß er eine bestimmte Punktzahl vorweisen können, die durch die mündliche Leistung und jeweils zwei Klausuren je Fach und Halbjahr (= Semester) ermittelt wird. Eine schlecht bewertete Klausur bedeutet be-

reits den Abzug eines Sechstels der im Semester zu erreichenden Punktzahl.

Eine Folge dieses Systems ist die „Objektivierung“ der Bewertungen. Der Lehrer hat kaum noch die Möglichkeit, nach subjektiven Gesichtspunkten zu urteilen, um dem Schüler eine kleine persönliche Hilfe zu geben. In einer Anhörung der CDU-Fraktion des Berliner Abgeordnetenhauses wurde diese Leistungsbewertung von einem Schulleiter als „schnoddrig und herzlos“ bezeichnet. Ein weiterer Gesichtspunkt ist die starke Auffächerung des Unterrichtsangebots: in der ersten Einführungsphase besuchten rund 3800 Schüler 821 Kurse in 20 Fächern. Da die gewünschten Kurse aber nicht an allen Gymnasien angeboten werden konnten, weil die dafür notwendigen Fachlehrer fehlten, mußten mindestens

300 Schüler für bestimmte Kurse Nachbar-gymnasien aufsuchen.

Die Fülle der Kursangebote führte auch zu einem völlig neuartigen Problem: den sogenannten Springstunden sowie zu einer Ausdehnung des Unterrichts bis in die späten Nachmittagsstunden. Davon sind naturgemäß Schüler und Lehrer gleichermaßen betroffen. „Normal“ sind gegenwärtig sieben bis neun Springstunden — Freistunden zwischen den Kursen — wöchentlich; es gibt jedoch Gymnasien, in denen Schüler mehr als 15 Springstunden pro Woche hinnehmen müssen. Eine kürzlich vom „Tagesspiegel“ veröffentlichte Graphik macht deutlich, wie der Stundenplan eines Gymnasien aussieht, wenn man das volle Kursangebot aufrechterhält: in 29 Unterrichtsstunden sind 13 Freistunden einge-

Zeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
8.00— 8.45	Chemie					
8.50— 9.35	Chemie				Mathemat.	
9.55—10.40	—	Physik	Biologie	Politische	Biologie	Englisch
10.45—11.30	—	Physik	—	Weltkunde	Biologie	Englisch
11.45—12.30	—	—	Kunst	Chemie	Kunst	
12.35—13.20	—	Sport	—	Chemie	Kunst	
13.25—14.10	—	Sport	Politische	—	—	
14.15—15.00	—	Englisch	Weltkunde	Mathemat.	—	
15.05—15.50	Politische			—	Chemie	
15.55—16.40	Weltkunde			Physik	Chemie	

geschlossen. An drei Tagen der Woche endet der Unterricht erst um 16.40 Uhr.

Nun könnte das hingenommen werden, wenn die baulichen Voraussetzungen für Springstunden von Schülern und Lehrern gegeben wären: Aufenthalts- und Speiseräume mit kleinen Küchen fehlen aber völlig. Die ohnehin meist überfüllten Lehrerzimmer sind für ein konzentriertes Arbeiten der Lehrer ungeeignet. Das Umgestalten vorhandener Zimmer

ist nicht möglich, weil in nahezu allen Berliner Gymnasien selbst die kleinsten Räume, vereinzelt sogar Korridorecken, für Kursstunden genutzt werden müssen. Noch fehlen auch Fachräume für den stark gefragten Physik-, Chemie- und Biologieunterricht.

Zu einer Geheimwissenschaft ist das Erstellen der Stundenpläne geworden. Da zunächst ermittelt werden muß, wieviele Schüler welche Kurse zu belegen

Ein gescheiterter Versuch

Aus der Festschrift „25 Jahre Arndt-Gymnasium und Richtersche Stiftung 1908—1933“ entnehmen wir folgenden interessanten historischen Hinweis, von dem wir fürchten, daß er vielen, die sich heute den Kopf heiß diskutieren, unbekannt ist:

„Von Ostern 1920 an erlaubte die Schulbehörde einzelnen Schulen auf Antrag die Einführung der sogenannten ‚Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe‘. Den nach Prima versetzten Obersekundanern wurde es an solchen Schulen ermöglicht, eine Fächergruppe auf Kosten einer anderen zu bevorzugen. Es handelte sich also um eine praktische Stellungnahme zu der nie ganz aufhebbaren Spannung zwischen den allgemein verbindlichen Lehrgütern und der individuellen Interessenrichtung des Schülers. Daß sie für die Behörde bei

dem Zuge der Zeit zugunsten des Schülers ausfiel, war selbstverständlich. Auch an unserer Schule wurde ab Ostern 1921 in einer Unterprima ein Versuch mit der ‚Bewegungsfreiheit‘ gemacht. Es wurde hierfür eine Abteilung für verstärkten Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften eingerichtet und eine andere für die alten Sprachen. Es ist aber bei diesem einen Versuch geblieben. Die Schulreform von 1924/25 hob das Prinzip der Bewegungsfreiheit wieder auf.“

Leider bleibt die Frage offen: Warum? Wir hoffen, daß alle jene, die diesmal nicht einen zaghaften, freiwilligen Versuch an einzelnen Schulen, sondern eine forsche, zwangsweise Globalreform gestartet haben, die Antwort auf diese Frage kennen.

Die Redaktion

wünschen, sind umfangreiche Vorbereitungen erforderlich. Das Abstimmen der einzelnen Wünsche mit den vorhandenen Lehrkräften und Räumen kann eigentlich nur noch mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung erfolgen. Ein Groß-Computer, der von allen Gymnasien abgefragt werden kann, ist auf die Dauer unerlässlich.

Damit kein Mißverständnis entsteht: die Notwendigkeit einer Reform der gymnasialen Oberstufe soll hier keineswegs bestritten werden. Aber für ein Funktionieren hätten mindestens folgende Voraussetzungen gegeben sein müssen:

● die Einrichtung einer Planungsgruppe beim Schulsenator, die Lehrer, Schüler und Eltern in Druckschriften umfassen-

der hätte informieren müssen, als dies bisher geschehen ist;

● ein Planspiel zur Ermittlung der wichtigsten organisatorischen Voraussetzungen;

● die Erprobung des Einsatzes von EDV-Anlagen, die entgegen den Angaben des Senators in Berlin vorhanden sind;

● die Schaffung eines Trainingszentrums für Schulleiter und Stundenplanmacher;

● die rechtzeitige Lösung des Raumproblems durch die Erhöhung der Mittel für den Schulbau;

● die rechtzeitige Bereitstellung von Geldern für Lehr- und Lernmittel sowie von durchdachten Formularen und Curricula (= Beschreibung der Lehrinhalte).

Dietrich von Thadden (53)

Systemüberwindung statt Reform

Wer versuchen will, eine Bilanz der Studentenbewegung 1967/68 zu ziehen, muß nach ihren Ursachen und Zielen fragen. Die unstreitigen Mängel in Struktur und Lehre der Hochschulen waren nicht ihre Ursache, sondern nur der geschickt genutzte „Aufhänger“ zur Mobilisierung von Mitläufern. Die wirklichen Ursachen waren weitverbreitetes Unverständnis oder tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung, die Ablehnung ihrer Werte, die Angst vor dem Zwang zur Leistung und Anpassung, die in einer arbeitsteiligen Industriegesellschaft notwendig sind, und die Flucht in die Utopie einer heilen, vollkommenen, neuen Gesellschaft.

Dieser Prozeß wurde möglich durch ein Vakuum an Idealen und Werten. Die alten Werte, für die als pars pro toto preußisch stehen mag, und die alten sozialen Bindungen wie Familie, Kirche, Staat hatten ihre Kraft und Autorität weitgehend verloren, neue Werte wurden der Jugend in einer sie überzeugenden Form nicht geboten. So konnten in dieses Vakuum zunächst die Lehren moderner Philosophen und Soziologen wie Marcuse, Adorno, Habermas und andere hineinstoßen und dann mit Zielstrebigkeit und großem Erfolg der Neomarxismus.

Das Ziel der Studentenbewegung war nicht Hochschulreform, sondern Veränderung der Gesellschaft. Daher konnten die Hochschulreformgesetze, die die meisten Länder in völliger Verkennung der Ursachen und Ziele der Studentenbewegung erlassen haben, auch nicht zur Beseitigung der studentischen Unruhe führen, sondern verstärkten sie. Aus dem

unbestimmten Aufbegehren gegen die bestehende Ordnung ohne klare Ziele und feste Organisation der Jahre 1967/68 ist inzwischen der lange Marsch durch die Institutionen geworden, getragen von straff organisierten Kadern, mit dem Ziel der „Systemüberwindung“, einer notfalls gewaltsamen Umwandlung unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in eine sozialistische Gesellschaft nach dem Muster der Ostblockstaaten, Chinas oder einer den Beteiligten selbst noch unklaren Struktur.

Die Demokratisierung der Hochschulen, die den Studenten und Assistenten weitgehende, in der Praxis oft ausschlaggebende Mitentscheidungsrechte in allen Fragen gebracht hat, insbesondere über Einstellungen/Berufungen und die Verteilung der Geldmittel, hat für die „Systemüberwinder“ geradezu ideale Voraussetzungen geschaffen. Unter Berufung auf die traditionelle Autonomie werden die Hochschulen zu einem Freiraum ausgebaut, in dem mit den vom Staat bereitgestellten Mitteln die Beseitigung unserer freiheitlich-demokratischen Ordnung geplant und Kader ausgebildet werden, die dann diesen Prozeß in der Praxis vorantreiben, insbesondere in Schulen, Massenmedien, Industrie und Gewerkschaften.

Diese Entwicklung wird wesentlich erleichtert durch ein falsches Verständnis der Demokratisierung, das sich nicht nur innerhalb der Universität, sondern auch in den Parlamenten, der Verwaltung und der Öffentlichkeit immer mehr ausbreitet, systematisch gefördert von den „Systemüberwindern“. Die Hochschulen werden nicht mehr als Einrichtungen verstanden, die die ihnen vom Staat über

das Parlament gestellten Aufgaben für die Gesellschaft zu erfüllen haben, sondern als eine neben oder eher über dem Staat stehende kritische „Vierte Gewalt“, als eine nur sich selbst verantwortliche Ständerepublik, über deren Tätigkeit allein ihre Mitglieder nach dem System der Drittelparität von Professoren, Assistenten und Studenten zu entscheiden haben. Die bitter notwendigen Reformen der Selbstverwaltung, der Lehre und der Studien- und Prüfungsordnungen sind durch die bisherigen Gesetze keinen Schritt vorangekommen, sondern die Ineffizienz der Universitäten ist durch den überall mehr oder minder intensiv entbrannten akademischen Bürgerkrieg nur noch größer geworden.

Eine wirkliche Reform muß davon ausgehen, daß die Universitäten staatliche Einrichtungen sind, die für die Gesellschaft Aufgaben der Forschung und Ausbildung zu erfüllen haben. Die Hochschulen sind keine nur sich selbst verantwortliche Ständerepublik, sondern Großunternehmen, auf deren Tätigkeit Geldgeber und Markt, das heißt hier Staat und Vertreter der Praxis, den notwendigen Einfluß haben müssen, damit sie ihre Aufgaben auch tatsächlich erfüllen. Das bedeutet insbesondere, daß Studienpläne und Prüfungsordnungen nicht allein von den Universitäten, sondern durch drittelparitätische Kommissionen aus Vertretern der Universität, des Staates und der Praxis erlassen werden. Die Selbstverwaltung muß nach den

Grundsätzen der Effizienz und Leistungskontrolle organisiert werden.

Jede solche „technokratische Reform“ wird aber scheitern, wenn es nicht gelingt, das gegenwärtige Vakuum an Idealen und Werten zu füllen, das „Glaubensdefizit“ zu decken. Es genügt nicht, nur auf die wirtschaftliche Überlegenheit unserer Ordnung gegenüber dem Sozialismus hinzuweisen. Fünf Prozent Mehrproduktion sind kein Ziel, für das man sich engagiert. Wir müssen unsere junge Generation davon überzeugen, daß unsere freiheitlich-demokratische Ordnung eine humane Gesellschaft besser schaffen kann als der Marxismus. Wir müssen den jungen Menschen Aufgaben stellen, sie wieder fordern und ihnen die Werte unserer Ordnung, vor allem den Wert der Freiheit und der Entfaltungsmöglichkeit des einzelnen statt absoluter staatlicher Reglementierung in allen Bereichen des materiellen und geistigen Lebens mit derselben Intensität nahebringen, die wir heute für den Absatz von Autos und Waschmitteln aufwenden.

Wenn uns dies nicht gelingt und wir außerdem noch in falsch verstandenem liberalen Denken auch den Feinden unserer Demokratie uneingeschränkt alle Freiheitsrechte unseres Staates gewähren, wird unser Staat dasselbe Schicksal erleiden wie die Weimarer Republik. Am Ende steht dann wieder der Verlust der Freiheit, die Eingliederung in das inhumane totalitäre Funktionärsystem des Ostblocks.

Prof. Dr. Folkmar Koenigs (34)

Ein Querschläger

Nach längerer Pause ist wieder einmal eine Schülerzeitung an unserer Schule erschienen. Sie nennt sich „Der Querschläger“, und die Redakteure der DAHLEMER BLÄTTER sind eitel genug, darin

Anklänge an den Titel der früher von ihnen herausgegebenen Schülerzeitung „Querschnitt“ zu entdecken. Aber der Sinn ist natürlich ein anderer, tendenzieller. Leider liegt das Erscheinen der

„Nr. 1/73“ schon eine Weile zurück, und es hat weder eine Nr. 2/73, noch eine Nr. 1/74 gegeben. Da war der „Querschnitt“ langlebiger — es bedurfte schon vollen ideologischen Einsatzes, um ihn um die Ecke zu bringen.

Die Zeitung ist — offen und ehrlich wird es vermerkt — von der „Reformgruppe am AGD“ herausgegeben, wenn man so will, einer Schülerpartei, die etwa in der „Mitte“ angesiedelt ist, wenn man ihre Konkurrenten betrachtet: Die (christlich-demokratisch geförderte) Berliner Schüler-Union (BSU) zu ihrer Rechten, die Freiheitlichen Schüler Berlins (F.S.B., die Punkte verraten ihre politische Heimat) neben ihr und links-außen das SV-Aktiv.

Nun mag man fragen, was derartige Gruppierungen innerhalb der Schülerschaft überhaupt für einen Sinn haben. Aber man sollte sie gutheißen, denn einerseits fördert es die Willensbildung in jeder Gruppe, wenn sich Gleichgesinnte zuvor zusammenschließen, andererseits soll natürlich auch die Schülervertretung demokratische Verhaltensweisen einüben, zu denen eben auch die politischen Parteien gehören. Unter diesem Aspekt muß man allerdings bedauern, daß eine der großen demokratischen Parteien, die SPD, in dem genannten Spektrum nicht vertreten ist.

Zum Inhalt der Zeitung ist wenig zu

sagen. Sie ist eher ein Wahlmanifest, denn die Wahlen zum Vorstand der Schülervertretung standen bevor. Um es vorweg zu sagen: Ein erfolgreiches Wahlmanifest, denn die Kandidaten der Reformgruppe wurden sämtlich gewählt zuzüglich eines von ihr gestützten „Parteilosen“. Dementsprechend bringt die Zeitung Informationen über die „Parteiarbeit“, die — fruchtlos — Bemühungen um die Schüler der Unterstufe, einige Gemeinplätze zur Zensurengebung, Kritik am — inzwischen verabschiedeten — Schulverfassungsgesetz, konkrete Vorschläge für die künftige Arbeit der Schülervertretung und eine scharfe Polemik gegen die bisherigen, offenbar von der extremen Linken gestellten Schülervertreter, die sich für die Basisarbeit zu schade waren und im Höhenrausch der Gesellschaftsveränderung lebten.

Abschließend können wir alten Schülerzeitungs-Macher nur feststellen, daß dies alles loblich und legitim erscheint, aber nur wenig Aussicht auf Kontinuität hat, denn schließlich ist eine einzige politische Gruppierung innerhalb der Schülerschaft wohl doch zu schwach, um eine Schülerzeitung zu tragen. Das könnte nur auf breiterer, „überparteilicher“ Grundlage Erfolg haben, die aber solange nicht gefunden werden kann, wie einige Ideologen behaupten, auch Überparteilichkeit sei bereits Parteilichkeit.

HJT

Aus Briefen an die Redaktion

Dahlemer Gegenwart

Wenn Sie von mir in nächster Zeit eine unbedeutende Spende für die DAHLEMER BLÄTTER erhalten, so ist das nicht so sehr eine Reaktion auf Ihren Bericht „Gemeinschaft in der Krise“ in Heft 2/73, son-

dern geschieht vielmehr aus Protest gegen den völlig unsinnigen Leserbrief des Eberhard Richter (40) mit der Behauptung: „nur im Erzählen hätten unsere Vorausgegangenen die Chance des Stückchens Unsterblichkeit“.

Ich gehöre zu den „Vorausgegangenen“, war von 1911 bis 1915 Schüler der

Arndtgymnasiums und Bewohner des Hauses „Zollern“. Was ich als echter Alt-Dahlemer in den „Blättern“ lesen will (weshalb ich sie ja auch beziehe), ist die Gegenwart in Dahlem, vielleicht auch Blicke in die nähere Zukunft. Was ich aber keinesfalls lesen möchte, sind „Memoiren“.

Wer das unstillbare Bedürfnis nach „weißt Du noch?“ hat, soll seine Jahrgangs-Mitschüler aufsuchen oder anschreiben, dafür gibt es wohl auch die regionalen Treffen. Aber, so frage ich mich, wer ist denn wohl interessiert an dem Unfug, den wir vor 60, vor 50, vor 40 oder vor 30 Jahren dort getrieben haben? Die Jungen werden es bestimmt nicht sein.

In diesem Sinn „so weitermachen“ und dafür alle guten Wünsche!

Albrecht Soltmann (15)

Nicht mutlos werden!

Schon lange wollte ich als alter Arndter (1932) Ihnen und Ihrem Mitredakteur meine Anerkennung und Dankbarkeit aussprechen für die DAHLEMER BLÄTTER, durch die Sie die Verbundenheit zwischen Schule und ehemaligen Schülern so schön durch die Jahre aufrecht erhalten haben. Nun ist es aber höchste Zeit, dieser Pflicht nachzukommen, da Sie in der letzten Nummer von der „Gemeinschaft in der Krise“ berichteten. Die Krise des Erdöls ist wirklich genug — da brauchen wir keine andere dazu!

Fühlen Sie sich nicht entmutigt, wenn Sie Kritik von einigen Mitgliedern erleben. Natürlich der Brief von Herrn E. R., den Sie in der vorigen Nummer veröffentlichten, ist nicht nett; ich verstehe gar nicht, was er meint mit dem großen Schweigen, das ihn bedrückt? Aber da gibt es viel mehr Mitglieder, die sich so an die DAHLEMER BLÄTTER gewöhnt haben, daß sie gar nicht ohne sie leben könnten!

Übrigens, ich bin froh, daß das Mißverständnis anlässlich des Interviews mit Dr. Schoele beigelegt ist. Die Unterschiede zwischen Ihrer Fassung und der überprüften sind wirklich sehr gering und nicht wert einer Mißstimmung oder Kontroverse. **Frederick K. Rabel, Dr. jur.** (32)

Mindestbeitrag?

Den Artikel „Gemeinschaft in der Krise?“ in den DAHLEMER BLÄTTERN habe ich aufmerksam gelesen. Ich hoffe sehr, daß diese Krise — wie manche andere — an uns vorübergehen möge. Was die finanzielle Seite angeht, so meine ich, Sie sollten sich nicht scheuen, einen gewissen Mindestbeitrag (30,— DM?) anzugeben, wobei allerdings die Gefahr besteht, daß sich die Mehrheit der Vereinsmitglieder auch hierauf einstellt. Vielleicht wäre es sinnvoll, einen effektiv eingegangenen Durchschnittsbeitrag zu errechnen und bekanntzugeben.

Beim Durchblättern unserer erfreulich lebendigen „Vereinszeitschrift“ kommt mir der Verdacht, daß es sich bei dem Bild auf Seite 21 nicht um Teilnehmer des Treffens am 20. Oktober 1973 in Hofheim handelt. (Ich war selbst da und das Ganze gehört zu den erfreulichsten Begegnungen, die ich bisher mit Alten Arndtern hatte.) **Harald Wohlthat** (43)

Alles falsch

Sehr gerne lese ich immer wieder die DAHLEMER BLÄTTER, bringen sie doch in das „finstere Niederbayern“ seit Jahrzehnten ein Hauch „Baalin“. Der Abstand ist jedenfalls, was die Schule anbetrifft, doch schon recht groß geworden; so fuhr ich vor einigen Monaten am Gebäude vorbei — mit meiner großen Tochter — um mich zu prüfen: Haste eijentlich noch 'ne Lust da rinn zu jeh'n? Ich habe es ehr-

lich gesagt gelassen, man soll alte Bräute nicht wieder aufwärmen. Was anderes ist es, wenn man irgendwann mal mit den verschiedensten Jahrgängen zusammenkommt. Dann — obwohl jeder aus einer anderen Berufsecke kommt — ergibt sich über den losen Überbau „AGD“ gleich ein Gemeinsames, nämlich die prinzipielle Erziehung, die wir erlitten haben, die aber jetzt erst die Früchte zeigt. (Eine statistische Erhebung, wenn möglich, über die Kriminalität von AGDlern wäre doch mal interessant!)

Die Diskussion dreht sich dann bald nicht mehr um die alte „Penne“, sondern um die menschlichen Belange, wobei jeder aus seiner Warte das berufliche Wissen beisteuern kann.

Doch nun zu meinem eigentlichen Anliegen: Ihr veröffentlicht auf Seite 21 ein Foto, bei dessen Unterschrift nicht mehr als alles falsch ist:

Enger zusammenrücken

Sehr geehrte Herren,
liebe ehemalige Arndter!

Letztere vertrauliche Anrede sei mir als alter Arndter des Abiturjahrganges 33 erlaubt, zumal ich mich nach wie vor, auch nach über 40 Jahren, dem Arndt-Gymnasium Berlin-Dahlem verbunden fühle. Ich habe in dieser Schule nicht nur eine schöne und interessante Jugend verlebt, sondern habe auch sicherlich die entscheidenden Impulse für meinen weiteren Lebensweg von dem seinerzeitigen Lehrkörper (Direktoren Dr. Kremmer und Dr. Kappus, sowie den Lehrern Dr. Melcher, Wollenberg, Schaeffer und last not least Herrn Gröger) erhalten.

Mit Bestürzung (betr. „Gemeinschaft in der Krise“) und mit Empörung (betr. „Zivilcourage“) habe ich die letzte Nummer der DAHLEMER BLÄTTER gelesen. Bestürzt bin ich darüber, daß vor allen Din-

1. Wars nicht im Herbst, sondern im Sommer, siehe Hemdsärmel.
2. Wars nicht im Taunus, sondern bei Freund Hubertus Spindler in Otterloh bei München, was bekanntlich nicht im Taunus liegt.
3. Die Geburtsjahrgänge 26 und 27 schmeicheln zwar sehr, aber es waren nur zwei Personen dabei, für die das zutraf. Einer war dabei, der hatte zu diesem Datum schon das AGD-Abitur, nämlich unser liebes Vorstandsmitglied von Lefort, der auch eine genaue Liste der Anwesenden besitzt und sicher auch das Bild zur Verfügung gestellt hat. Soweit ich mich erinnern kann, von links nach rechts v. Lefort, Dr. Gürtner, meine Wenigkeit und dann ist's bei mir auch Schluß. Nachfrage bei Hubertus-Otto Spindler in 8021 Otterloh, Hauptstraße 17, kann weitere Auskunft geben. **Hans E. Vogt** (41)

gen ganz alte Arndter aus den Abiturjahrgängen vor 1925 auf den Bezug unserer verbindenden Zeitschrift verzichten und sogar Spenden bzw. Beiträge eingestell haben. Ich persönlich dagegen bin der Ansicht, daß man nicht nur enger zusammenrücken müßte, sondern mehr als bisher den guten Arndter Geist von echter liberaler Tradition (Repräsentant vor allen Dingen Dr. Wachsmuth) weiter pflegen sollte. Um dieses Ziel zu erreichen, verdoppele ich meinen bisherigen freiwilligen Jahresbeitrag und erlaube mir, einen entsprechenden Scheck für das Jahr 1974 beizufügen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß nicht nur ich, sondern auch viele andere alte Arndter ähnlich reagieren bzw. reagiert haben.

Ihnen und auch Herrn Richter möchte ich bei dieser Gelegenheit einmal für den

selbstlosen Einsatz, nicht nur mit finanziellen Mitteln, sondern vor allen Dingen für die Verfügungstellung von Arbeits- und Freizeit von ganzem Herzen danken. Wenn wir alten Arndter, die, wie ich glaube, nach wie vor irgendwie jung geblieben sind, weiter zusammenstehen, dann bin ich überzeugt, daß sich auch die uns anerzogene und vorgelebte „Zivilcourage“ in Zukunft durchsetzen wird. Die Jugend braucht nach wie vor Vorbilder und ich bin der Ansicht, daß zum Beispiel der alte Arndter Koenigs wieder ein solches Vorbild für uns alle ist.

Dr. Gerhard Ebeling (33)

Papa Lüders

Auf Seite 16 nennt Eberhard Richter den „wiedergefundenen Papa Lüders“. Etwa im Jahre 1919, also in der Zeit der

größten Hungerjahre nach dem ersten Weltkrieg, ließen meine schulischen Leistungen in irgendeinem Fach zu wünschen übrig und so fand sich Dr. Lüders bereit, mir hier durch Nachhilfestunden auf die Beine zu helfen.

Dr. L. war keiner meiner Lehrer und so habe ich nur noch die einzige Erinnerung an ihn, daß ich an bestimmten Nachmittagen zu ihm in die Wohnung pilgerte (er war Hausvater in einem der hinteren Häuser) und er bei Beginn der Prozedur genüßlich seine Pfeife anzündete und dabei sich aus Milch, Kakaopulver und Zucker ein Göttergetränk mixte, das damals einem ewig hungrigen Lausbuben das Höchste an irdischen Genüssen erschien.

So blieb Papa Lüders über ein halbes Jahrhundert hinweg in meiner Erinnerung.

Werner H. Franck (22)

Pennäler in „großer Zeit“

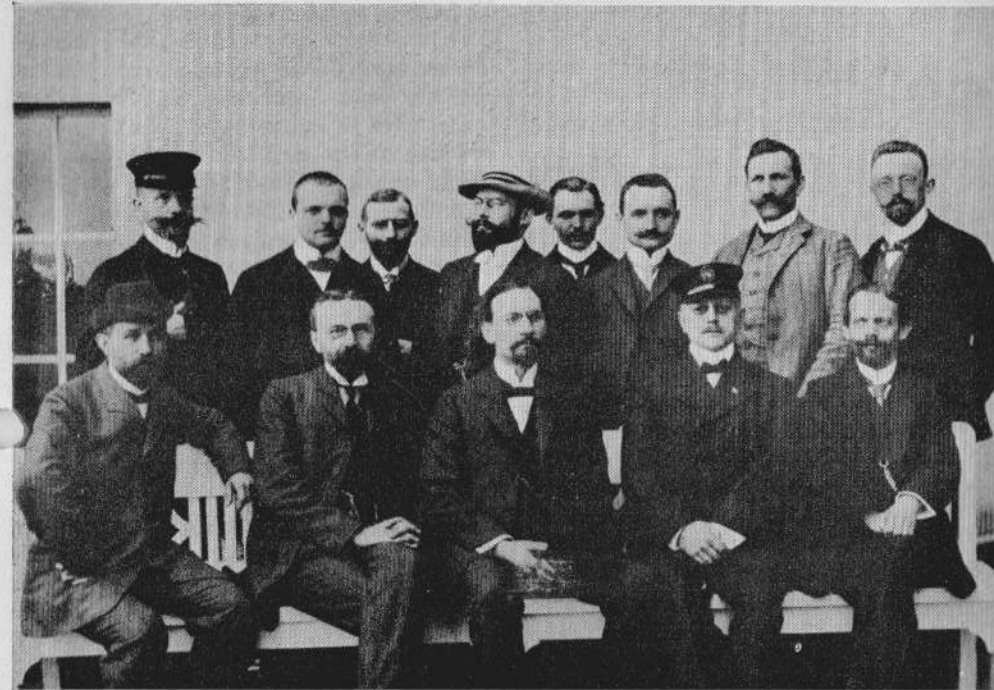
In den DAHLEMER BLÄTTERN 2/1973 veröffentlichten wir den ersten Teil der Erinnerungen Prof. Karl Rodes (20) über seine Schulzeit während des ersten Weltkrieges. An dieser Stelle erscheint nun der zweite Teil.

Irgendwann Ende August fing die Schule wieder an. Und das war ja auch notwendig, damit wir das Schulfrei anlässlich der großen Siegesnachrichten wirklich wahrnehmen konnten. Übermütige Bürger ließen die Fahnen gleich draußen hängen — bis zum Endsieg, meinten sie. Die kriegsentscheidende Marneschlacht blieb dazwischen ziemlich unbemerkt, mindestens uns Pennälern.

Ich erinnere mich an die erste Französischstunde nach den verlängerten Ferien: der Lehrer knallte den Stuhl unter das Katheder und schimpfte, es sei widerwärtig, die Sprache des Erzfeindes unterrichten und lernen zu müssen. Aber es sei schließlich unsere Pflicht, und damit letzten Endes auch Dienst am Vaterland. Das

imponierte uns Untertertianern sehr. Sonst kann ich mich an kein pädagogisches Junktim zwischen den Heldentaten unserer Feldgrauen und unserem Schulverhalten, sozusagen als würdige Heimkrieger, erinnern, obschon dergleichen patriotische Ermahnungen bestimmt vorgekommen sind.

Wir kriegten in Spandau auch kurzfristig schulfrei, wenn ein Besuch der Kaiserin bevorstand. Das geschah mindestens zweimal, wenn sie — wochentags! — zum evangelischen Gottesdienst in unsere große und rote und mittelprächtige Garnisonkirche kam. Einmal fand ich noch Zeit, für ein paar Groschen ein Rosensträußchen zu kaufen. Und es gelang mir tatsächlich, es der hohen



Die wohl älteste Fotografie des AGD-Kollegiums — sie entstand am 20. April 1910 — überließ uns Dr. Klaus Rudolphi (26). Sie zeigt folgende Lehrer: Stehend von links nach rechts Heering, Dr. Dumrese, Dr. Melcher, Dr. Gentzen, William, Dr. Liebmann, Dr. Wendland, Pleißner; sitzend von links Hoppe, Dr. Brandt, Dr. Kremmer, Dr. Göttsche, Dr. Hildebrandt.

Foto: Dr. Brandt

Dame, die im offenen Auto langsam daher fuhr, in die Hand zu geben. Das erfüllte mich mit hohem Eigenlob wie eine kriegswichtige Tat.

In der Garnisonkirche nahm ich mit meiner Mutter an einem sonntäglichen Militärgottesdienst teil. Zu der Orgel gesellte sich die volle Blasmusik eines Regiments. Das gab zusammen mit dem Gesang aus vielen hundert von Männerkehlen ein gewaltiges, ein schier umwerfendes Getöse. Beim letzten Vers des Niederländischen Dankgebets, das aus allen Rohren mit höchstem Fortissimo hinausgeschmettert wurde, fiel meine Mutter tatsächlich in eine tiefe Ohnmacht,

mehrere Leute mußten sich um sie bemühen, und wir fuhren dann mit einer Droschke nach Hause. Ich kam mir bei dem ganzen Vorgang wichtig vor, dumm, aber wahr.

Einige Wochen später kam die Nachricht vom Tode meines Vaters, vom Heldentode, wie es damals ganz allgemein und auch im Familienkreise selbstverständlich hieß. Ich war darauf in keiner Hinsicht vorbereitet. Ich hatte auch kein Organ für das, was mir da geschehen war. Die Umarmungen weinender Mitmenschen, selbst unseres Schuldieners Dombrowski, versetzten mich in eine törichte Verlegenheit. Das unpersönliche,

Andere Lesart

In der Festschrift „25 Jahre Arndt-Gymnasium und Richtersche Stiftung 1908—1933“ lesen wir über den Einsatz der Arndt-Gymnasiasten bei der Ernte im Jahre 1916 (zitiert aus dem Bericht des Direktors an das Unterrichtsministerium vom 6. November 1916):

„Sie haben sich durch ihren Eifer und ihre Geschicklichkeit nicht nur bei dem Administrator der Domäne, sondern auch bei den Arbeitern hohes Lob erworben. Da der Erfolg ihrer Arbeit so gut war, bat der Administrator nach Erledigung der Kartoffelernte darum, die Schüler möchten doch auch bei dem Einbringen der Futterrüben helfen. So haben sie dann nach seiner Angabe 15 Morgen Kartoffeln und 19 Morgen Rüben geerntet. Eine besondere Freude haben sie mir noch dadurch bereitet, daß sie mir aus eigenem Antriebe mehr als die Hälfte des Arbeitslohnes, den sie sich verdient hatten, für unsere Orgelkasse abgeliefert haben. Es war die Summe von 225 M.“

Dies also sei dem Skeptiker Rode entgegengehalten. Es bleibt unseren Lesern vorbehalten, die historische Wahrheit selbst zu ermitteln. Liegt sie eher im Berichte des Feldherrn (des Direktors) oder im Berichte des Front-, hier wohl besser, Verzeihung, Herr Professor, des Rübenschweines?

Die Redaktion

wenn auch sicher redlich gemeinte Beileid von Schuldirektor und Lehrern gefiel mir besser. Und die stillschweigende Teilnahme meiner Klassenkameraden, ihr irgendwie schonendes, achtungsvolles

Verhalten erfüllte mich mit einer Art Stolz. — War ich doch für eine ganze Weile, jawohl: der erste Kriegswaise in der Klasse — noch viel dümmer, aber leider auch wahr.

Sonst ist von der Schulzeit in Spandau nichts mehr zu melden, ebenso wenig von dem Jahr in der Obertertia des Luisenstädtischen Gymnasiums 1915/16 in Moabit. Auch habe ich keine Erinnerung an das Untersekundaner-Jahr, mit dem die Schulzeit im Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem begann. Kriegsmäßig verlief dagegen das Schuljahr 1917/18. Davon brachten wir nur den kleineren Teil auf der Schulbank zu. Denn schon im Frühjahr wurde eine ausgewählte Mannschaft beider Obersekunden als Landarbeiterersatz auf die damals noch ausgedehnten Äcker der Domäne Dahlem geschickt. Wir verblieben da bis zu den großen Ferien und wurden im Herbst noch einmal herangeholt.

Wir wurden nacheinander zum Kartoffellegen, Kartoffelhacken, Rübenhacken und schließlich zur Kartoffel- und Rüben-ernte verwendet. Wir erhielten einen kümmerlichen Sold und eine kärgliche Mittagmahlzeit in einem Schuppen auf dem Gutshof. Es gab in unaufhörlicher Reihenfolge Erbsen, Kohlrüben, Peluschken (schwarze Erbsen), Mohrrüben. In den Gerichten waren kaum Kartoffeln und praktisch kein Fett drin, denn es war ja markenfreie Speise. Unsere Arbeitsleistung entsprach dem Entgelt — also nicht umgekehrt, denn dieser stand ja von vornherein und für die ganze Zeit fest.

Unser kriegsfreiwilliger Eifer legte sich sehr rasch, und danach wurde unter Innehaltung der reichlich bemessenen Arbeitszeit systematisch gefaulenzt. Wir vollzogen auf unserer Pennälerebene den Erfahrungsweg der Kriegsfreiwilligen von dem Rausch der Begeisterung in den Kommißbetrieb der Kasernenhöfe nach, freilich nur so weit und nicht bewußt reflektierend. Die Feuerprobe, Lebensge-

fahr und Heldentod, stand bei uns ja nicht dahinter. Wir gewöhnten uns aber ziemlich bald eine gewisse Kommissigkeit im Umgang miteinander an. Die Fortgeschrittenen oder Reiferen von uns brachten kleine Zötchen mit. Das erregte weder Widerspruch noch stärkeres Interesse. Sonst wurde harmlos geulkt und natürlich viel geraucht, und zwar äußerst billige, kleine und sehr rauhe Zigaretten mit Hohlmundstück, schmutzig gelb von Farbe und Geschmack. Daß sie unsere Gesundheit nicht schädigten, wundert mich noch heute. Sie kosteten, wenn ich mich recht erinnere, 100 Stück eine Mark.

Willkommene Abwechslung in unserem Alltag verschafften uns die Feuerwehreinätze. Das Alarmgeläut vom Gutshof brachte auch den faulsten Furchenschläfer rasch auf die Beine. Jetzt imponierten wir uns nicht mehr gegenseitig durch die Langsamkeit der Arbeitsschritte. Jetzt wurde gelaufen, und es war keine Schande, unter den Ersten am Wagen zu sein, den inzwischen schon ein alter Knecht bespannt hatte. Und dann ging es los, die Feuerwehrhelme aufgestülpt, Spaten in den nervigen Fäusten und unter riesigem Geklingel auf der verkehrslosen Straße im Galopp an der Penne entlang, in Richtung Wald. Denn es handelte sich stets um Waldbrände. Manchmal war nicht viel los. Aber mindestens einmal mußten wir mit dem Feuer heftig kämpfen. Wir schufteten wie die Wilden, schwitzten und prusteten und ließen uns die Gesichter schwärzen und überraschen. Wir fühlten uns ganz mächtig, geradezu übermächtig, vielleicht nicht alle Genossen so wie ich, dem nun mal das Spiel

mit dem Feuer hohe Befriedigung verschaffte.

Bei unserer ganz und gar uninteressanten Arbeit und in der Langeweile der selbst bewilligten Pausen faßten wir den Plan, eine Zeitschrift zu machen. Selbstverständlich übernahm die Firma Rode-Rohden die Schriftleitung, und selbstverständlich bekam das Blättchen den Namen „Ulenspiegel“, und das Deckblatt wurde vom Einband der Ulenspiegel-Ausgabe des Bornträger-Verlages, also von meinem Konfirmationsgeschenk, abgepaust. Zwei Nummern unseres Pennäler-Landarbeiterblättchens erschienen tatsächlich. Sie enthielten hinter dem biederhausbackenen Leitartikel der Herausgeber Geschichtchen, Anekdoten, Witze und Karikaturen aus dem Leben der Landarbeiter. Ich meine, es wäre selbst für unser Alter eine stümperhafte Leistung gewesen, wenn ich nämlich vergleichsweise an Schülerzeitungen der späten 60er Jahre denke. Was waren wir damals doch naiv, harmlos, ja spießig, wenn wir meinten, in Wort und Bild etwas „Derbes“ zu wagen!

Übrigens hörte im Herbst die Arbeit auf, ein Vergnügen zu sein; nämlich bei Regen oder Rauhreif, mit riesigen Dreckklüten an den Schuhen, durchnäßt und mit klammen Fingern köpften wir das Laub von den Runkeln und warfen die gewichtigen Wurzelfrüchte zu Mieten zusammen und schlossen sie mit Stroh und Erde. Wir hatten randvoll genug von der Landwirtschaft. Und kehrten reumütig in die trockenen und warmen Schulstuben zurück.

(Wird fortgesetzt)

Protokoll

der Jahreshauptversammlung der „Freunde des „Arndtgymnasiums e.V.“ am 13. Februar 1974, um 20 Uhr, in der Arndt-Oberschule

Zu 1: Jahresbericht des Vorstandes

Der 1. Vorsitzende Hans-Jürgen Richter begrüßte insbesondere den neuen Schul-

leiter, Oberstudiendirektor Dr. Adalbert Schoele, sowie die beiden Oberstudien- direktoren im Ruhestand, Alfred Pudelka

und Prof. Dr. Bruno Wachsmuth. Er teilte mit, daß sich der Vorstand in drei Sitzungen vor allem mit der Frage befaßt hat, wie sich die Gemeinschaft der Alten Arndter künftig darstellen und wie sie lebendig erhalten werden kann. Er betonte, dieses Problem könne nur gemeinsam mit der neuen Schulleitung angegangen und gelöst werden. Als das Hauptergebnis der Vorstandsarbeit bezeichnete Richter die Vorlage der neuen Stammrolle. Die westdeutschen Kreise der Alten Arndter tagen nach seinen Worten regelmäßig; dagegen gibt es für die in Berlin lebenden rund tausend Ehemaligen noch keine Initiative für ein Treffen.

Zu 2: Kassenbericht des Schatzmeisters

Peter von Lefort konnte darauf verweisen, daß der Spendenaufruf in der letzten Ausgabe der DAHLEMER BLÄTTER erfolgreich gewesen ist. Bereits im Januar gingen rund 8000 DM ein. Sodann legte Lefort den Jahresabschlußbericht für 1973 vor:

Einnahmen

	DM
Beiträge und Spenden	10 321,64
Zinsen für Wertpapiere	2 010,—
Zinsen für Sparkonto	64,15
Zinsen für Girokonto	1,31
Zinsen für Stiftung v. Simson	67,35
Verkauf von Stammrollen	20,—
Verkauf von Wertpapieren	5 849,18
insgesamt	18 233,63

Ausgaben

	DM
Druck der DAHLEMER BLÄTTER	5 580,73
Fotos dazu	61,31
Versand DAHLEMER BLÄTTER	747,—
Druck der Stammrolle	7 900,—
Versand der Stammrolle	620,—
Prämien an Abiturienten	2 000,—
dto. Stiftung von Simson	1 000,—
Bücherspenden an Abiturienten	331,90
Zinsen, Gebühren, Porto etc.	299,58
Unkosten Hamburger und Münchener Treffen	127,50

Versicherung Ruderboote	639,50
Kranz- und Blumenspenden	270,—
Entschädigung Redaktion	200,—
Entschädigung v. Lefort	150,—
Abschiedsgeschenk Pudelka	260,—
insgesamt	20 242,92

	DM
Minus aus 1973	2 019,29
Minus aus 1972	380,35
Minus am 31. 12. 1973	2 399,64

Zu 3: Bericht der Kassenprüfer

Hans-Jürgen Richter verlas den Prüfungsbericht von Klaus Weber, da dieser an der Versammlung nicht teilnehmen konnte. In dem Bericht wird die Kassenführung als korrekt bezeichnet. Alle Belege waren ordnungsgemäß verbucht und abgelegt.

Zu 4: Jahresschulbericht des Schulleiters

Oberstudiendirektor Dr. Schoele verwies darauf, daß 1973 durch die Einführung der Oberstufenreform ein sehr unruhiges Jahr gewesen ist, da der Übergang zu einem universitätsnahen System in den Klassen 11 bis 13 zu erheblichen organisatorischen Schwierigkeiten geführt hat. Er fügte hinzu, für die betroffenen Schüler sei ein erheblicher Leistungsdruck hinzugekommen, da der numerus clausus an den Universitäten dazu zwingt, auf gute Zensuren zu achten und nach Leistungs- und nicht nach Neigungsfächern zu suchen. Die Folge sei gewesen, daß mehr als die Hälfte der Abiturienten das Fach Biologie als „leichtes“ Fach gewählt habe, so daß zwei Sprachlehrer überflüssig geworden seien. Dr. Schoele forderte in diesem Zusammenhang eine sinnvolle Begrenzung der Wahlmöglichkeit von Fächern und betonte, das Schwergewicht solle am AGD auch weiterhin auf dem Sprachunterricht liegen, gegebenenfalls durch eine Reduzierung des Angebots an naturwissenschaftlichen Fächern. Gegenwärtig können nach seinen Worten 60 Schüler unter zehn verschiedenen Kursangeboten wählen.

Als besonders schwierig bezeichnete Dr. Schoele das Raumproblem. Für Kurs- und Freistunden fehlen nach seinen Worten mehrere Räume. Die Aula soll jetzt durch eine geeignete Bestuhlung so verändert werden, daß dort Klassenarbeiten angefertigt werden können. Auch wird erwogen, bestimmte Kurse an anderen Schulen des Bezirks einzurichten.

Zum Stand des Erweiterungsbaus auf dem „Kleinen Schulhof“ sagte Dr. Schoele, die Konzeption habe als Folge des „Kinderbergs“ im Bezirk Zehlendorf (64 Prozent der Grundschul-Absolventen streben ans Gymnasium) völlig verändert werden müssen. Anstatt der vorgesehenen Fachräume entstünden jetzt drei große Klassenzimmer. Außerdem werde der Neubau ein großes Lehrerzimmer, zentrale Bibliotheksräume und ähnliches

enthalten. Die bisher dafür genutzten Räume im Altbau würden zu Klassenzimmern umgestaltet.

Der „Dahlemer Tag“ kann nach Dr. Schoeles Worten in diesem Jahr nicht in der gewohnten Form ablaufen, da ein Teil des Schulhofs Bauplatz sei und der Sportplatz nicht genutzt werden könne, weil er im Laufe des Jahres zur Hälfte mit Kunststoff belegt werden solle.

Zu 5: Verschiedenes

Die Versammlung beschloß, am ersten Sonnabend im September (7. 9.) anstelle eines Dahlemer Tages zu einem Treffen der in Berlin lebenden Alten Arndter einzuladen.

Die DAHLEMER BLÄTTER sollen wegen der neuen Abitur-Termine in diesem Jahr Mitte Juni erscheinen, die nächste Ausgabe erst im Januar 1975.

vth

Mitteilungen

Unser Schatzmeister Peter von Lefort ist zufrieden: der Appell der DAHLEMER BLÄTTER an alle Bezieher, dem Kassenchwund aufzuhelfen, war ein voller Erfolg. Schon konnte ein stattlicher Betrag wieder als Reserve in Wertpapieren angelegt werden. Dennoch sind Spenden und erhöhte Mitgliedsbeiträge weiterhin erwünscht. Die Steigerung der Papierpreise um rund 85 Prozent innerhalb eines Jahres werden allein diese Zeitschrift künftig wesentlich verteuern.

★

Ein besonderer Dank gilt der Firma **Heco Hennel & Co. GmbH** in Schmitten/Taunus: sie stellte der Schule für Aula und Musiksaal vier Lautsprecherboxen zur Verfügung. Initiator der Spendenaktion war der Alte Arndter **Dieter Pagel** (54), der der Firma in leitender Position angehört.

Bei der Veröffentlichung der Horaz-Ode „Widmung an Maecenas“ sind zwei Fehler unterlaufen, deren Verursacher nicht mehr aufzufinden sind: war es die Druckerei? War es „vth“, der für die Veröffentlichung zuständige Redakteur, dessen Lateinkenntnisse in der Schule Herrn Freyer manchmal verzweifeln ließen? Jedenfalls ist eine Berichtigung angebracht:

1. Hinter der Zeile „Daß künftig er den Seemann zitternd spielt.“ ist die nächste Zeile ausgelassen: **„Wenn sich im Zweikampf messen Sturm und Meer“**, (Übersetzung der lateinischen Zeile: „Luctantem Icaris fluctibus Africum“).

Ohne diese Zeile steht das folgende „Wird Angst dem Kaufmann, und er lobt die Ruh“, recht unvermittelt da!

2. In der letzten Zeile muß es heißen „Berühr' die Sterne ich erhob'nen Hauptes“, **nicht** „die Stern“!